

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 13 (1937)
Heft: 10

Artikel: Bitte diesen Brief verbrennen!
Autor: Egge, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-751654>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bitte diesen Brief verbrennen!

Skizze von Hans Egge

Wenn Eduard Hochet Gelegenheit hatte, in alten Familienarchivalien zu stöbern, war er glücklich. Hier fand er einen Zugang zum Leben, das sich ihm sonst verschloß. Schon der Geruch des Vergilbenen in den Bibliotheken der Provinzschlösser bereitete ihm ein angenehmes Gefühl der Erregung. Das war sein Jagdgebet, auf dem er die gesteigerte Lust des Daseins spürte. Er hatte nicht nur Finderglück, sondern besaß auch die Gabe, auf Schöpferart aus Staub Leben zu machen. Seitdem er auf dem Schloß seines Schwagers, des Barons von P., ein kleines, verschürrtes Päckchen Chopins an seine Verlobte Marie Wadzinska gefunden und bearbeitet hatte, stand sein Ruf als Entdecker verschollenen, intimen Lebens fest. Zwar trug das verschürrte Päckchen den rot gezeichneten Vermerk: «Hier ruht mein Leid! Stört es nicht auf!», aber ein passionierter Schatzgräber macht auch vor einer Gruft nicht halt. Wieviel verschmähnte Geheimnisse lagen da in ihrer papiernen Tiefe und verströnten einen milden Duft von getrockneten Teerosenblättern und altem Lavendel. Für ihn waren Briefe das Grundelement aller Lebenskenntnis. Wenn er sich in die verbliebenen Schriften versenkte, konnte er alles um sich her vergessen. Wieviele dieser Briefe endeten mit der beschwörenden Formel: Bitte vernichte dieses Schreiben, nachdem du es gelesen hast! Und doch war es da. Wie gut, daß dieser immer wiederkehrende Wunsch nicht berücksichtigt worden war. So hatte Eduard, der besessene Sammler, Stücke dokumentierten Lebens in der Hand, die er ziemlich rücksichtslos ausbeutete. Monatlang war er auf diesen Entdeckungsfahrten unterwegs. Kaum daß er sich die Zeit nahm, seiner Frau ein paar lakonische Zeilen zu schreiben. An

mir würden, dachte er lächelnd, die Briefbiographen keine Freude haben.

Für einen Pariser lag das Landschlößchen zwischen Bourg und Grenoble so gut wie außerhalb der Welt. Ein Freund hatte ihn hinempfohlen und aufmerksam gemacht, daß bei Herrn von Trebouilly Stendhaliana zu finden seien. Alte Skripturenrate, die er war, konnte er einer solchen lockenden Spur nicht widerstehen. Und so unternahm er die mühselige Provinzfahrt von Orleans, seinem letzten Tätigkeitsfeld, nach dem entlegenen Südosten des Landes. Herr von Trebouilly war vereist. Aber man öffnete Eduard bereitwillig Bibliothek und Arbeitszimmer des abwesenden Herrn. Von Stendhaliana fand sich keine Spur. Schon die banale Bibliothek des Herrn ließ auf den Mangel jedes tieferen Interesses schließen. Es war eine große Enttäuschung. Als Entschädigung war seine vielfältige Liebeskorrespondenz in ihrer wüsten Unordnung, mit der sie der Empfänger wahllos und leichtfertig in eine große intarsierte Schatulle geworfen hatte, nicht ohne amüsanten Reiz, der noch dadurch gesteigert wurde, daß Eduard einige der Damen kannte. Er durchflog das Geschreibene mit der berufsmäßigen Neugier des indirekten Biographen und versuchte, durch Sortieren einige Ordnung in das Liebesleben des Herrn von Trebouilly zu bringen. Mit einem Male aber wurde sein Interesse aufs heftigste gepackt. Diese Schrift kannte er doch... das war... wie war das möglich... Lucie! Benommen und mechanisch ordnete er auch die Briefe seiner Frau; chronologisch. Dann begann er zu lesen. Es war das aufregendste Briefstudium seines Lebens. Am Beginn, am Schluß, am Rand jedes Briefes stand, vielmehr unterstrichen, wie eine Warnungstafel, wie ein Stacheldraht, der leidenschaftliche Ruf: «Vernichte sofort diesen Brief! — Bitte gleich nach der Lektüre verbrennen!» Als Frau eines Briefsammlers wußte sie, warum. Herr von Trebouilly hatte dem Appell keine Folge geleistet. Eduard las und las, vor seinen Augen verschwamm die Schrift. «... sobald Eduard sich die Schlösser der Provence vornimmt, fliege ich zu Dir. Solange er im Umkreis von Paris arbeitet, kann ich es nicht wagen...» — «Nur ein Egoist kann so einseitig sein wie Eduard. Er nährt sich von fremden Leben und vertrocknet dabei...» Interessant, dachte Eduard. Um solche Dokumentierung über mich selbst zu finden, habe ich die langwierige Exkursion in dieses verlassene Lustschloß unternommen. Und vermutlich ist der Herr jetzt in Paris.

«Waren Herr Hochet zufrieden und haben Herr Hochet gefunden, was Herr Hochet gesucht haben?» fragte der arglose Hausverwalter höflich, als Eduard das aus dem entfernten Städtchen herbeigeholte Mietsauto bestieg. Hochet gab ihm ein Trinkgeld, anstatt der Ohrfeige, die er ihm gern gegeben hätte. Ihm war sehr übel zu Mute, etwa wie einem angeschossenen Jäger. Er war in seinen Anschauungen erschüttert. Soll man Briefe aufheben, die für die Vernichtung bestimmt sind, dachte er, und ließ aus dem Wagen kleine weiße Papierschnitzel auf die Landstraße regnen.



C. A. BERNOLLI †

Sein letzter großer Zeit- und Gesellschaftsroman
erschien zum Goethejahr 1932:

Ull, der zu frühe Führer

Umfang 352 Seiten
Ganzleinen Fr. 5.50

Urteil der Presse: Es steckt viel geistige Arbeit in diesem Roman, und ein vornehmer kindlicher Zug läßt nirgends Tendenzierches und breite Ideologie aufkommen. Verehrung und Dankbarkeit für Deutschland (vor 1933) erlauben es dem Autor, die Erzählung im deutschen Leben der damaligen Zeit spielen zu lassen. N. Z. Z.

Dieses gewichtige Buch gestaltet die Probleme der Zeit vor 1933 in einem erstaunlich umfassenden und klug gegliederten Bild der deutschen Gesellschaft. Wir zögern nicht, diesem schounungslos wahren Spiegel einer zerrissenen Zeit klassischen Formwillen zu zuerkennen. Bewußt wird jene Typisierung angestrebt, die in jeder Erscheinung das Wesentliche zu fassen trachtet; und es gelingt Bernoulli in der Tat, uns die Charaktere so vorzustellen, daß man von Menschen und Dingen den Eindruck greifbarer Plastik erhält; daß man Rundung spürt, Geschlossenheit und selbständiges Atmen.

Bund, Bern

Durch jede gute Buchhandlung
zu beziehen

Morgarten-Verlag A.G., Zürich

Haus und frugen um Unterkunft über die Nacht, denn Geld hätten sie keines. Aber die Leute hatten schon etliche Male mit solchen herumziehenden Vaganten, welchen sie Herberge gaben, schlechte Erfahrungen gemacht, und so war es gar nicht verwunderlich, daß die beiden nirgends eine gastfreundliche Türe fanden. Erst ganz außen am Dorfe erblickten sie ein Haus, das schon in tiefere Dämmerung getaucht war, aber durch dessen Scheiben Lichter glänzten. Es war eine elende Hütte, die Dorfbewohner nannten die Bewohner nur «s Eländ», welche den Wanderern ihre Tür öffnete, das einfache Nachtmahl mit ihnen teilte und ihnen eine Ruhestätte aufwartete.

Am Morgen dankten die beiden bärigen Gäste dem «Eländ», und der Jüngere sprach: «Ihr habt wenig mit gutem Herzen gegeben, zum Dank sollt Ihr ein Wunsch erfüllt werden.»

«Gut», sagte das alte Weiblein, «dann seid so gut und sorgt dafür, daß jeder, der in meinem Garten vom Baume ein paar Aepfel holen will, nicht mehr herunter kann.»

«Das ist ein bescheidener Wunsch. Jeder, der auf den Baum steigt und Eapfel stehlen will, den könnt Ihr künftig bannen.»

Viele Jahrzehnte später, das Eländ war noch runzeliger und hagerer geworden, da kam der Tod zu ihm. «Ich komme schon», meinte das Weiblein, «aber Ihr müßt mir zuvor einen Gefallen tun und einen Apfel von jenem Baume holen.» Weil der Tod damals noch jedem Sterbekandidaten einen letzten Wunsch erfüllte, so stieg er auf den Baum. Aber trotz des Knochenharrsels kommt' er nicht wieder herunterklettern, und erst nach langem bitten und Betteln, er wolle das Eländ bis zum jüngsten Tage in Ruhe lassen, willfahrt das «alte Eländ» der Bitte, und weil es nicht gestorben ist, so lebt es heute noch, und viele Leute kennen's gut.

Die verkannte Wohltat

Von K. Goetz

Abu Hassan, der Weise und Schelm, hatte beschlossen, die arme Melonenhändlerin auf dem Markt zu Bagdad auf die Probe zu stellen. Er hatte nämlich mit seinem Freunde Ali Mohamed gestritten und behauptet, daß die Menschen engherzig und mißtrauisch sind und an große und überraschende Geschenke ebensowenig glauben, wie an wahre Menschenfreundlichkeit. Sie sind dann von tausend Zweifeln besetzt und hegen laut oder in der Tiefe ihres Herzens den Verdacht, daß dann irgend etwas nicht in Ordnung sei. So ging er also auf den Markt und besuchte den Verkaufsstand der Händlerin, wo er einige Melonen kaufte. Als Entgelt verlangte sie einige Kupferstücke, den üblichen Preis.

Abu Hassan zog nun ein Goldstück aus seiner Börse, die ebenso ärmlich und abgenutzt war wie seine Kleidung, und gab sie der Händlerin. Sie erwiderete ihm aber mißtröstig: «Soviel habe ich noch in ganzen Monat nicht verdient, um Dir das Goldstück wechseln zu können.»

Sie wollte ihm das Goldstück zurückgeben. Er aber weigerte sich, es zu nehmen, sah sie einen Augenblick an und sagte dann leise:

«Behalte es, ich schenke es Dir.»

Dann ging er schnell von ihr fort. Die Händlerin war über den Vorgang ganz verdutzt, denn es war ihr noch nicht begegnet, daß ihr ein Kunde soviel Geld schenke, und sie glaubte, daß sie betrogen werden sollte, und daß das Goldstück falsch sei. Sie rief hinter Abu Hassan her, sie möchte gutes, anständiges Kupferged, und als Abu Hassan sich nur kurz umwandte und ihr mit der Hand zuwinkte, ohne zu antworten, schrie sie: «Ein Dieb! Ein Betrüger! Er hat mir falsches Geld gegeben. Haltest ihn!» Sie wies auf ihn mit der Hand, und da er schon weit entfernt war, liefen ihm einige junge Männer schnell nach, um ihn festzuhalten und dem Kadi (Richter) zur Bestrafung zu übergeben. Inzwischen schimpfte die Händlerin in schrecklicher Weise auf den Gauner, der eine arme Frau betrügen und bestehlen wollte, und die anderen Händlerinnen, die sich um sie geschart hatten, gaben ihr recht.

Die jungen Männer hatten den Flüchtigen schnell erreicht, da er ja nur zum Schein geflohen war, und brachten ihn zurück, wo sich viele drohende Hände gegen ihn erhoben. Man holte schnell einen Polizisten, der fragte, was es gäbe, und man erzählte ihm alles.

«Woher hast Du das falsche Geld? Und warum hast Du die Frau betrügen wollen?» fragte streng der Polizist zu Abu Hassan.

«Das Goldstück ist echt, und ich wollte die Frau nicht betrügen, sondern ihr eine Wohltat erweisen.»

«So sprechen alle Betrüger,» erwiderte ihm der Polizist höhnisch, «aber wir werden Dich bald überführen.»

Er schickte das Goldstück zur Bank, um es prüfen zu lassen. Der Bote kam zurück und sagte: «Das Goldstück ist echt!»

«Echt?» fragte der Polizist. «Das verstehe ich nicht. Warum bist Du denn fortgelaufen?»

«Aber davon ist keine Rede!» erwiderte Abu Hassan. «Ich habe es eilig und bin schnell gegangen.»

Die Händlerin wollte ihm nun die Hand küssen, er aber erlaubte es nicht. Seinem Freunde erzählte er jetzt, was er erlebt hatte.

Das ewige Elend

Von P. M. Frima

Unter einem leichten Himmel und süßer Lauheit kamen die Bäuerinnen aus der Stadt zurück, als sich zu ihnen zwei sonderliche Pilgerne gesellten. Es waren stabig: Männer mit struppigen Bärten, die den vielen Wandern müde schienen, aber sie sprachen kein Wort und schritten schweigend fürbaß. Die Bäuerinnen tuschelten neugierig wie Frauen sind, und mutmaßten untereinander, wer diese seltsamen Menschen sein könnten, denn aus der Gegend konnten sie nicht sein, sonst hätten sie die Bäuerinnen gekannt, auch war ihre ganze Art fremdländisch.

In den Wäldern blühten blaß-violette Anemonen, die im Schatten der großen Baumstämme und vom Schneeschmelzwasser der Bäche zu frösteln schienen. Der Kukuk sah aus wie eine dumme Taube und guckte die komischen Wanderer seltsam an. Plötzlich hörte man ein ernstes «ku» und drei Zeiten später ein zweites «ku». Nur zwei Töne flogen durch den knospenden Wald, aber sie waren trotz ihrer Einförmigkeit wie die Melodei einer Schalmie.

Später lag eine zarte und goldschimmernde Dämmerung über den braunen Aeckern, ein leichter Dunst schwelte zwischen den Zweigen der Bäume, deren Wurzelsaft ins Gezweige sprang. Längst waren die Bauernfrauen in ihren Gehöften angelangt, und silberne Rauchfahnen, welche über dem Dorf lagerten, kündeten die Zeit des Nachtmahles an.

Da gingen die wandermüden Männer von Haus zu